



Wolfgang Sternefeld, Tübingen
Implikation als Bedeutung von 'und' und 'oder'?

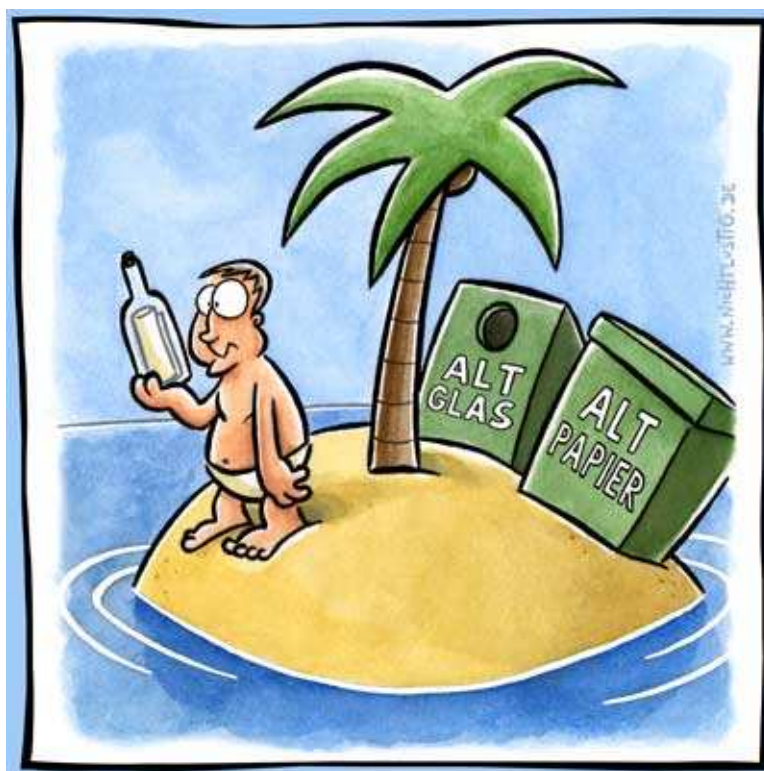


Liebe Marga, liebe Kollegen.

vielleicht hat jemand von euch schon bemerkt, dass mein Vortragstitel weniger humorig ausgefallen ist als die meiner Vorredner. Dieses Defizit möchte ich jetzt ausgleichen, indem ich mir erlaube, einige Aspekte des Humors selber zum Gegenstand meiner Erörterung zu machen.

Es heißt ja, ein guter Witz zeichne sich dadurch aus, dass man drei Mal über ihn lachen kann: Das 1. Mal, wenn man ihn erzählt bekommt und so tut als hätte man ihn verstanden, das 2. Mal, wenn man man ihn erklärt bekommt und glaubt, man habe ihn verstanden und das 3. Mal, wenn man ihn dann wirklich verstanden hat. Leider gelingt es mir nicht immer, ins 3. Stadium des Witzverstehens vorzustoßen. Aber auch schon das 2. Stadium, nämlich die Erklärung, bereitet Probleme, und ich hoffe, im Folgenden zeigen zu können, dass die Linguistik zur Bewältigung dieses Problems einen bescheidenen Beitrag leisten kann.

Dabei gilt es zunächst ein Handycap zu überwinden: weder kann ich Witze gut erzählen, noch kann ich sie mir überhaupt merken. Deshalb, und aus Gründen der Zeitersparnis, weiche ich hier auf das Cartoon aus, das ja per se Witzigkeit für sich beansprucht. Zur Einstimmung hier eine Zeichnung, die seit vielen Jahren in der Teeküche des SFB 441 hängt:



Charakteristische Merkmale der Zeichnung lassen auf den Autor Joscha Sauer schließen, der unter dem Titel NICHTLUSTIG ein ganze Serie von Cartoons über das Internet distribuiert.

Mein Interesse an dieser Zeichnung wurde gerade dadurch geweckt, dass in Phase 1 zwar ein klares Witzgefühl vorlag, in Phase 2 jedoch, also bei der Beantwortung der Frage, worin hier der Witz eigentlich besteht, eine gewisse Ratlosigkeit eintrat. Im Kontext unseres SFBs schien mir nun nichts naheliegender, als zum Mittel der empirischen Forschung qua Informantenbefragung zu greifen. Trotz zahlreicher Aufenthalte in der Teeküche waren die Ergebnisse jedoch eher enttäuschend. Hier einige typische Antworten:

- „Weiss nicht, finde ich eigentlich nicht lustig.“
- „Weiss der nicht, in welchen Container er seinen Abfall werden soll?“
- „Wieso muss man auf einer Insel seinen Müll auch noch trennen?“
- „Witze kann man nicht erklären, dann wären es ja keine Witze mehr.“

Irgendwie hätte ich etwas anderes erwartet. Bestätigt sich hier die These vieler Generativisten, dass die Informantenbefragung kein probates Mittel ist, um irgendetwas über Struktur herauszufinden?

Für den Theoretiker bleibt dann nur noch der analytische Weg. Ich beginne mit den einfachsten Bestandteilen, ihrer Semantik, und die Art und Weise ihrer doch hoffentlich kompositionellen Verknüpfung. Statt Informanten zu befragen, geht es jetzt erst mal zu *Wikipedia*. Dort lesen wir:

Als Flaschenpost wird eine Versandmethode bezeichnet, bei der eine leere Flasche oder ein anderes schwimmfähiges Gefäß mit einem Dokument und / oder anderen kleineren Gegenständen befüllt wird, um danach wasserdicht verschlossen in ein Gewässer (meist ein Fluss oder ein Ozean) geworfen zu werden. Dahinter steht die Hoffnung, die Strömung möge die Botschaft an einem anderen Ort an Land spülen, wo sie dann von einem Finder entdeckt werden könnte.

Der Volksmund verbindet mit der Flaschenpost hauptsächlich Hilferufe von Schiffbrüchigen, denen keine andere Möglichkeit bleibt, um Rettung zu erbitten. Dies mag früher zutreffend gewesen sein, dürfte jedoch seit der Erfindung des Funkgeräts nur noch in Ausnahmefällen notwendig sein.

Nun lässt die typische Einsame-Insel-mit-Palme-Situation klarerweise sowohl auf

einen Schiffbrüchigen als auch auf einen Ausnahmefall schließen. Semantisch in diese Situation nicht integrierbar ist allerdings der Müllcontainer. Im Genre des Inselwitzes stellt sich ja oft die meist ignorierte Frage, woher die Dinge dieses Universums, hier also Flasche und Papier, in einer solchen Situation überhaupt kommen. Darauf scheint der Müllcontainer eine abstruse, weil zirkuläre Antwort zu bieten, nämlich aus dem Müll (der natürlich selber wieder irgendwoher kommen muss). Gleichzeitig aber schafft der Container auch eine ambige Situation: Der Schiffbrüchige in seiner ihm prototypisch angestammten Rolle des **Versenders** mutiert hier unbemerkt in die thematische Rolle eines **Empfängers** der Flaschenpost.

Diese Ambiguität der Rolle des Schiffbrüchigen ist bei meiner informellen Informantenbefragung tatsächlich von Britta Stolterfoth erkannt worden. Leider jedoch **nur** von ihr; wie bei semantischen Ambiguitäten üblich, scheint die Zweideutigkeit von anderen nicht wahrgenommen worden zu sein; d.h. alle übrigen Informanten haben den Schiffbrüchigen entgegen dem Inselstereotyp **als Rezipienten** der Flaschenpost desambiguiert. Diese eigentlich nicht zu erwartende, markierte Lesung kommt m.E. dadurch zustande, dass der Betrachter zwei Zentren der Aufmerksamkeit verbindet. Fokussiert wird zunächst einmal der in die prototypische Insel-Situation semantisch nicht integrierbare Müllcontainer. Zweitens **identifiziert** sich der Betrachter mit der abgebildeten Person; er bringt so seinen eigenen realen Hintergrund in die Situation mit ein und sieht sich somit eher in der Rolle des Agens der Mülltrennung als in der eines Schiffbrüchigen. Mülltrennung ist nicht nur Realität, sondern auch ständiges Ärgernis. Schiffbruch dagegen wäre zwar ebenfalls ärgerlich, ist aber realitätsfern und stellt deshalb ein nur schwaches Identifikationspotential bereit. Daher die Wahrnehmung des Schiffbrüchigen als Agens einer vorzunehmenden Mülltrennung und somit auch als Empfänger der Flaschenpost.

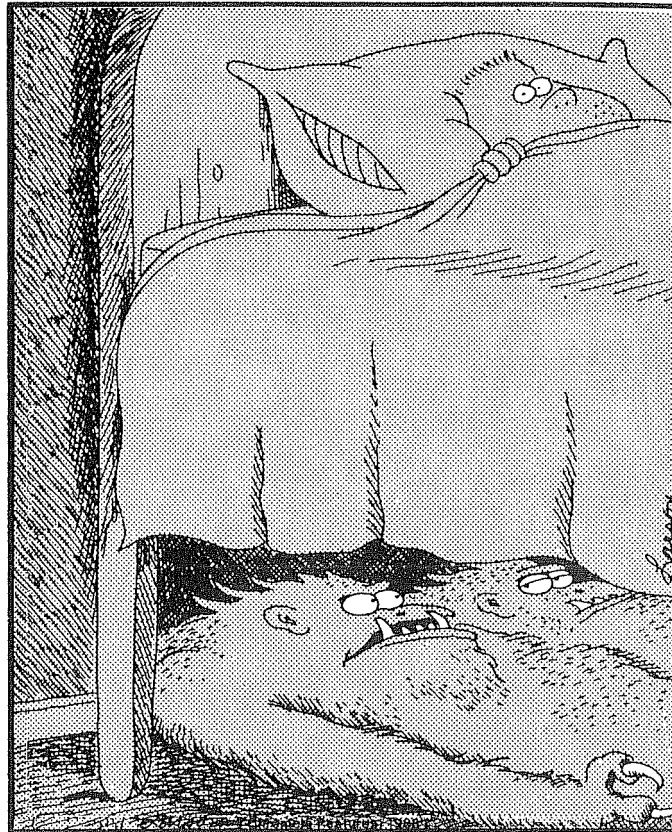
Aus der Absurdität des Woher in der ursprünglichen Lesart wird jetzt in der neuen Lesart die Absurdität des Wie und Wohin; — eine Absurdität, die im Alltag als Problem der Metallklammer im Teebeutel kolportiert wurde. Obwohl doch *entsorgen* eigentlich bedeuten sollte: von Sorgen befreien, lehrt uns die alltägliche Erfahrung genau das Gegenteil. Und genau dieser Aspekt der Situation wurde in meiner kleinen informellen Umfrage auch wahrgenommen: Die Transposition einer realen Situation in die Inselform ist der Kern des Absurden. Denn die Insel macht ja die Mülltrennung per se ohnehin völlig überflüssig und um so absurder, als das, was entsorgt werden soll, von vorn herein als völlig nutzlos erscheinen muss. Denn die Flaschenpost hat ja nur in der von *Wikipedia* beschriebenen Situa-

tion einen Sinn; mit der Umdeutung des Inselmenschen zum Empfänger wird die Flasche ihres einzigen Zweckes beraubt. Wenn aber der Müll selber nicht mehr Nebenprodukt eines Zweckes ist, muss dann nicht im Sinne einer Müllvermeidungsstrategie gefragt werden, warum wir überhaupt mit völlig nutzlosen Dingen überschwemmt werden? Die Flaschenpost selber bekommt so einen ebenso ambigen Status wie der Inselmensch: einerseits letzte Hoffnung auf Überleben, andererseits Müll an dem eine nicht-vorhandene Zivilisation zu ersticken droht.

Zu diesem Gedankengang passt vielleicht auch ein anderes Cartoon, das ich zufällig im Internet gefunden habe:

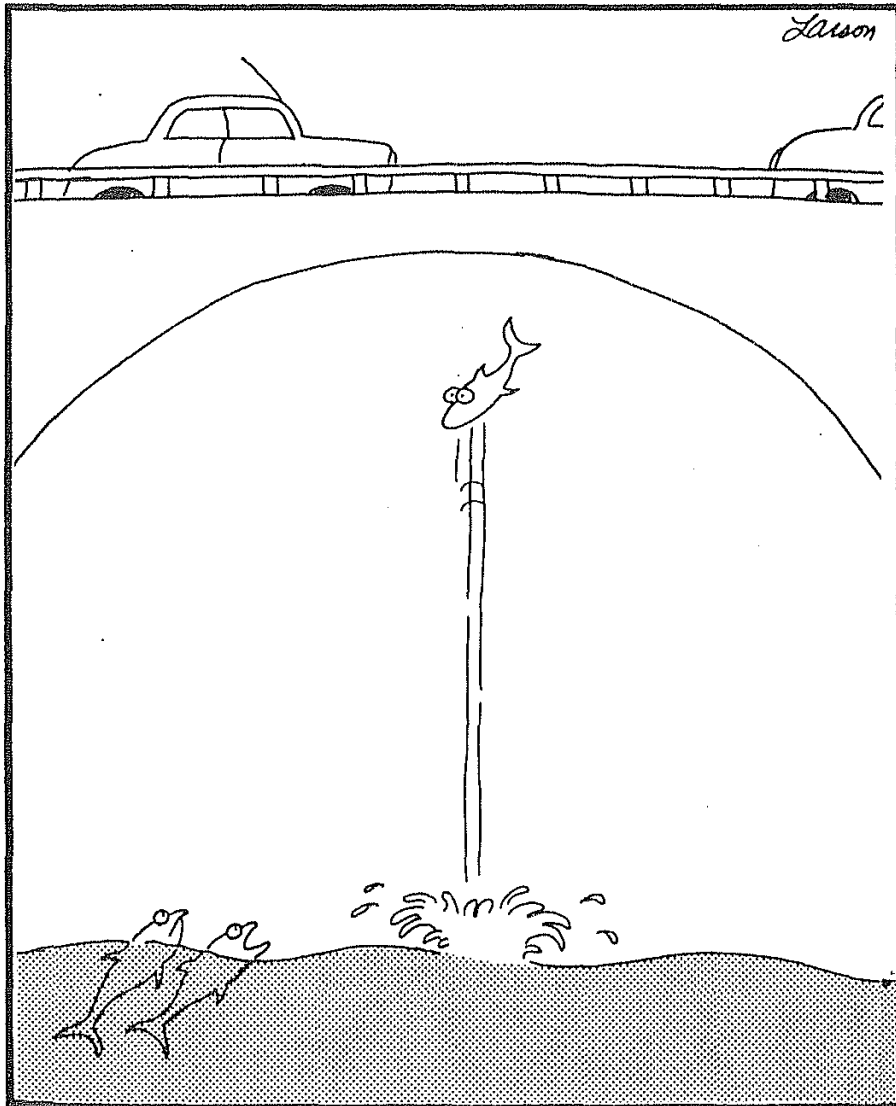


Ich überlasse es euch, aus diesem Bild weitere Schlüsse zu ziehen, und komme nach diesem einführenden Beispiel nun endlich zu Gary Larson, dessen Cartoons mich in Phase 2 und 3 immer schon irritiert haben. Auch Larson verknüpft Reales mit Fiktivem und nutzt die Logik des Absurden; die nun folgenden Zeichnungen sind dem Band *Beyond the Far Side* entnommen.



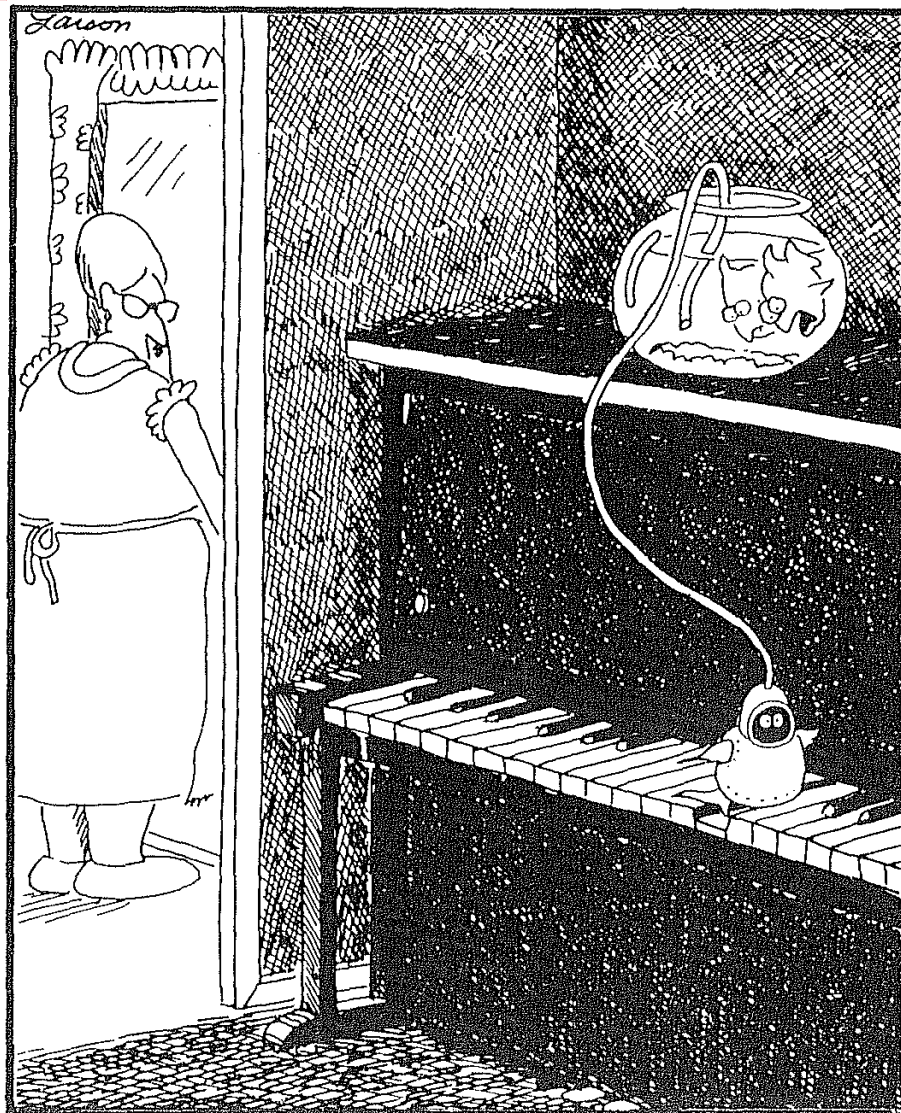
"I've got it again, Larry . . . an eerie feeling like there's something on top of the bed."

In seiner Abhandlung "Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten" meint Sigmund Freud, zur Logik des Witzes gehöre nicht nur eine gewisse Ambiguität, sondern auch Kritik oder Umkehrung der Verhältnisse, mithin das Moment der Verneinung. Genau dieser Mittel bedient sich auch Larson, wie auch das folgende Beispiel zeigt:



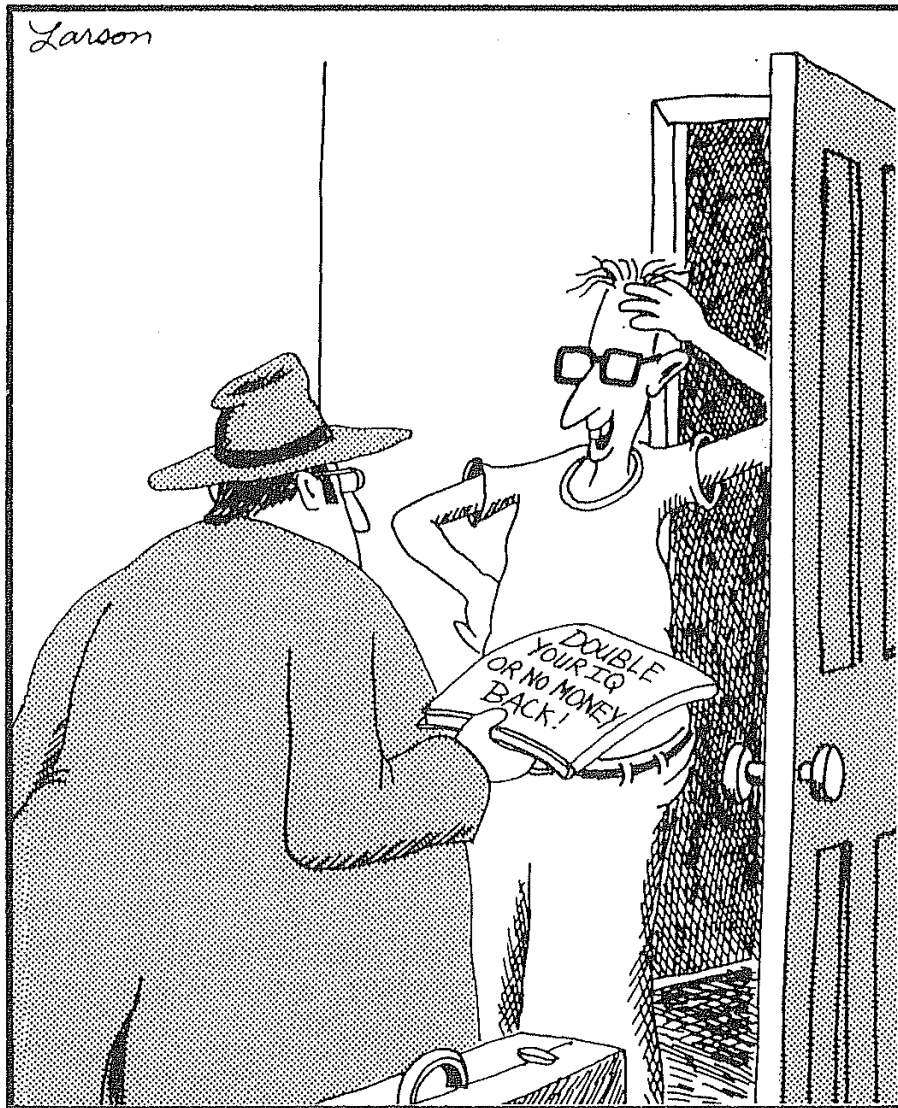
"We're too late! . . . He jumped!"

In seinen Cartoons lässt sich exemplarisch verdeutlichen, dass die Kategorie des Absurden, die Verschmelzung und Vertauschung, insbesondere aber die Negation eine tragende Rolle spielen. Hier ein weiteres typisches Beispiel.



“The fool! . . . He’s on the keyboard!”

Ebenso arbeitet auch **der Traum** mit Denkfehlern, mit Scheinlogik, mit Unifizierung, er stellt Dinge gern indirekt durch Anspielung dar, er koppelt Ungleichartiges mit einem ‘und’ zusammen. Genau auf solche Satzverknüpfungen macht Salcia Landmann in seinem Vorwort zum *Jüdischen Witz* aufmerksam, und es sind genau diese logischen Elemente, die logischen Konnektoren, die Verneinung und die Verknüpfung von Ungleichartigem, die anhand einer semantischen Analyse des folgenden Cartoons untersucht werden sollen:



"Well, I dunno . . . Okay, sounds good to me."

Ich verstehe die abgebildete Situation so: Der Vertreter möchte eine Brochüre oder ein Buch verkaufen, das dem Leser eine Verdoppelung seines IQs verspricht. Der Teilaspekt, um dessen semantische Analyse es im Folgenden gehen soll, ist der Satz:

Double Your IQ — or no money back

Auf den ersten Blick kommt das Absurde hier durch eine überflüssige Negation zustande: *No money back* scheint hier irgendwie falsch und kontrastiert mit der üblichen *Zufrieden-oder-Geld-zurück*-Garantie. Unsere Frage ist zunächst, ob sich

dieser Eindruck durch eine linguistisch-semantische Analyse bestätigen lässt.

Als instruktiv für die linguistische Analyse stellt sich der Vergleich mit einer ähnlichen Konstruktion heraus, nämlich der Verbindung von Imperativ-Satz und Aussagesatz durch *und*, wie in

- (1) a. Lies *Präsupposition und Syntax* und Du weißt mehr.
b. Lies Chomskys Dissertation und Du wirst wahnsinnig.

Höchst bemerkenswert ist hier, dass (1-a) als Aufforderung zum Lesen verstanden wird, während (1-b) den Ratschlag enthält, Chomskys Diss nicht zu lesen. Dieser Effekt richtet sich offenbar danach, inwieweit der zweite, mit *und* verbundene Satz wünschenswert ist oder nicht. Positive Wünschbarkeit führt zur Empfehlung der Handlung, negative Wünschbarkeit zur Unterlassungsempfehlung. Die logischen Formen dieser Sätze wurden dementsprechend von Johan van der Auera (1987) wie in (2) dargestellt:

- (2) a. $O(\alpha) \wedge \beta^+$ (=1-a)
b. $O(\neg\alpha) \wedge \beta^-$ (=1-b))

Dabei steht + für wünschenswert, – für nicht gewünscht, O für den deontischen Operator der Obligation und α für den propositionalen Gehalt des Ersatzes. Die Bedeutung des Imperativsatzes scheint also zwischen Befehl $O(\alpha)$ und Verbot $O(\neg\alpha)$ zu changieren. Vergleichen wir damit nun die Verknüpfung mit *oder*:

- (3) a. Lies Edes Diss, oder Du kriegst keinen Schein
b. #Lies Edes Diss, oder Du kriegst einen Schein

Unerwartet ist hier, dass eine Wünschbarkeit des zweiten Teilsatzes offenbar ausgeschlossen ist. Die Frage ist dann, warum dies so ist und warum die Konstruktionen mit *und* und *oder* nicht völlig parallel sind. Die an sich erwartbaren Entsprechungen habe ich in (4) illustriert:

- (4) a. $O(\alpha) \wedge \beta^+ \approx O(\alpha) \vee \beta^-$ (=3-a)
b. $O(\neg\alpha) \wedge \beta^- \approx *O(\neg\alpha) \vee \beta^+$
c. $*O(\alpha) \vee \beta^+$

Beim Übergang von (a) nach (b), also bei Vertauschung der Polarität, kommt es beim *und*-Satz zur Negation von α . Dies ist aber beim *oder*-Satz völlig ausgeschlossen, auch kann β in dieser Konstruktion überhaupt nie wünschenswert sein,

wie der Stern in (c) illustriert. Die Frage des Semantikers ist dann: Warum ist dies so, obwohl aus der Logik des *und* und *oder* keine Asymmetrie ableitbar ist?

Nun ist allerdings zu bezweifeln, dass die ungeswternten Formeln in (4) die Wahrheitsbedingungen der korrekt Konstruktionen repräsentieren. Insbesondere wird die kontextabhängige Ambiguität zwischen Verbot und Gebot zwar beschrieben, aber nicht erklärt. Eine solche Erklärung ist jedoch zwingend geboten, und scheint auch mittels einer Paraphrase der *und*-Konstruktion als Konditional ohne weiteres möglich:

- (5) a. Wenn Du *Präsupposition und Syntax* liest, weißt du mehr
- b. Wenn Du Chomskys Diss liest, wirst Du wahnsinnig

Je nachdem, ob man die Konsequenz gutheißt, muss das Antezedens realisiert oder unterlassen werden. Denn es folgt ja: wenn ich wahnsinnig werden möchte, sollte ich Chomskys Diss lesen, wenn nicht, muss ich das tunlichst unterlassen.

Die Paraphrase als Konditional **erklärt** also den Umschlag zwischen Rat und Verbot, sie funktioniert nun auch für die *oder*-Konstruktion (3-a):

- (6) Wenn Du Edes Diss nicht liest, kriegst du keinen Schein

Eine weitere Parallele zwischen *und* und *oder* scheint darin zu bestehen, dass diese Paraphrasen auch dann möglich sind, wenn der Erstsatz nicht die Form eines Imperatives hat. Dies illustriert das Jackendoff-Beispiele (7-a) mit *und*, und das entsprechende Beispiel (7-b) mit *oder*:

- (7) a. (You drink) One more can of beer, and I'm leaving
- b. Ich bekomme jetzt mein Bier, oder ich gehe

Wichtig ist, dass in beiden Fällen der Erstsatz nicht selbständig assertiert und somit nicht als wahr behauptet wird, sondern als Option dargestellt wird.

Neben diesen Gemeinsamkeiten gibt es aber auch eine Reihe von entscheidenden Unterschieden. Clark (1993), Culicover and Jackendoff (1997) und Han (1998) zeigen, dass die Konstruktion mit *und* syntaktische Besonderheiten aufweist, die bei normaler symmetrischer Koordination mit *und* nicht vorliegen. Es ist daher gerechtfertigt, hier von einem speziellen Konstruktionstyp zu sprechen. Damit korreliert aus semantisch-pragmatischer Sicht, dass der Erstsatz keine eigenständige illokutionäre Kraft hat, also weder als Assertion noch als Befehl interpretiert werden kann.

In der *oder*-Konstruktion dagegen kann der Erstsatz durchaus einen eigenstän-

digen Sprechakt ausdrücken. Der Kontrast zeigt sich am augenfälligsten in (8):

- (8) a. Lesen Sie bitte Edes Diss, oder Sie bekommen keinen Schein
b. #Lesen Sie bitte Edes Diss und sie bekommen einen Schein

Die für Imperative charakteristische Performativ-Partikel *bitte* ist m.E. in (8-b) schlecht möglich, was bedeutet, dass in (b) kein eigenständiger Imperativ vorliegen kann, wohl aber in (a). Weiterhin zeigen Bindungsdaten wie die in (9)

- (9) a. Give him_i enough opportunity and every senator_i will succumb to corruption
b. *Put enough pressure on him_i, or every senator_i will succumb to corruption

dass *und* hier integrierende, den Erstsatz subordinierende Funktion hat, während *oder* diskurs-separierend interpretiert werden muss. Weitere Asymmetrien wurden in den genannten Arbeiten geschildert.

Dieser Befund ermöglicht uns nun eine partielle Erklärung der beobachteten Asymmetrien. Zunächst zur Konstruktion mit *und*. Typischerweise entstehen mit Verwendung von *und* zwei konversationale Implikaturen, nämlich dass α zeitlich β vorangeht, und dass α als Grund oder Ursache für β interpretiert wird. Vergleiche etwa:

- (10) a. Die Sonne ging auf und Marga betrat den Raum (temporal, nicht kausal)
b. Marga betrat den Raum und die Sonne ging auf (temporal und kausal)

In der Logik werden diese Implikaturen als Fehlschlüsse behandelt; der Schluss vom Nachzeitlichen zum Ursächlichen etwa ist als *post hoc, ergo propter hoc*-Fehlschluss bekannt. In der Pragmatik sind diese Schlüsse völlig legitime Implikaturen, deren Semantik als sog. *circumstantielle* Notwendigkeit analysiert wird.

So weit meine Analyse der *und*-Konstruktion. Um es zusammenzufassen: Das hier vorliegende *und* unterscheidet sich syntaktisch, performativ, und möglicherweise auch semantisch vom üblichen symmetrischen *und*, indem α nicht als selbständiger Sprechakt realisiert werden kann. Vielmehr verbindet *und* lediglich den propositionalen Gehalt des Erstsatzes mit β ; diese Verbindung impliziert dann eine Kausalrelation. Aus diesem Kausalverhältnis ergibt sich nun folgende Beziehung zwischen Wunsch und Obligation: Ist β nicht gewünscht, so ist klar, dass α unterlassen werden muss, denn eine Realisierung von α würde ja β herbeiführen.

Ist β gewünscht, so wäre α immerhin *eine* Möglichkeit, β zu realisieren, wodurch sich α als Option zur Realisierung von β empfiehlt.

Um diese Analyse, und vielleicht auch ihre offenen Probleme besser zu verstehen, möchte ich sie noch kurz mit der neuesten Literatur zum Thema, nämlich mit Franke (2008) vergleichen. Franke postuliert seine sog. Konnektorhypothese, die besagt, dass das asymmetrische *und* in dieser Konstruktion die in (11-a) angegebene Logische Repräsentation hat:

(11) *Logische Repräsentationen gemäß Franke (2008), S.272:*

- a. UND: *inform*(if α then β)
- b. ODER: *perform*(α) & *inform*(if not α then β)

Dabei scheint Franke davon auszugehen, dass mit "if... then" die materiale Implikation gemeint ist. Im Gegensatz dazu habe ich diese Implikation nicht als wörtliche Bedeutung der Konjunktion und analysiert., Wesentlich war stattdessen die von *und* üblicherweise induzierte Implikatur. Dabei blieb offen, was die wörtliche Bedeutung der Konstruktion eigentlich ist, und ob sich diese in der Implikatur der Konstruktion möglicherweise sogar erschöpft. Dies halte ich nicht für völlig unplausibel: Die Implikatur ist ja nicht abtrennbar, sie kann nicht gelöscht werden, und sie ist konstitutiv für die Art der Konstruktion.

Frankes Analyse der *oder*-Konstruktion in (11-b) scheint in dieser Hinsicht weniger problematisch. Erstens ist α propositionaler Gehalt eines selbständigen Sprechaktes, was der syntaktischen Unintegriertheit des Erstsatzes entspricht, und zweitens ist die behauptete Implikation (if not α then β) ja logisch äquivalent zur Disjunktion (α oder β), was deren Genese erklären könnte. Dennoch ist diese Analyse m.E. unbefriedigend. Erstens bleibt die Frage unbeantwortet, wie (11-b) kompositionell zustande kommt, insbesondere also, wie es sein kann, dass α gleichzeitig Teil zweier verschiedener Sprechakte ist. Zweitens führt die genannte logische Äquivalenz nur zur materialen Implikation; intuitiv aber möchte man auch hier einen stärkeren Zusammenhang, nämlich genau denselben modalen Zusammenhang wie bei der *und*-Konstruktion, also ein Kausalverhältnis bzw. eine circumstantiellen Notwendigkeit.

Wie dieser Zusammenhang abgeleitet werden kann, ist mir nicht ganz klar, vielleicht lässt sich folgendermaßen argumentieren. Gemäß Zimmermann (2000) drückt *oder* eine **Konjunktion** von Möglichkeiten bzw. von Alternativen aus. Gleichzeitig aktiviert *oder* die klausale Implikatur nicht- α , wie wir seit Grice und Gazdar wissen. Ingo Reich sagt nun: weil α im Vollzug eines selbständigen Sprech-

aktes ja schon befohlen wurde, wäre *oder* aufgrund seiner Wahrheitsbedingungen eigentlich logisch redundant; die Funktion von *oder* kann hier nur darin bestehen, die Möglichkeit der Nicht-Befolgung von α zu thematisieren. Nun wieder Zimmermann folgend, wird die Möglichkeit, dass β , mithilfe von *oder* hinzugefügt, und nun liegt es nahe, dass ein inhaltlich relevanter Zusammenhang zwischen den Möglichkeiten nicht- α und β gerade darin besteht, dass β eine Folge von nicht- α ist. Auch hier bestünde dann der entscheidende Schritt in der Annahme einer konversationellen Implikatur zwischen Komponenten, die in dieser Analyse **additiv** aufeinander folgen.

Offen bleibt immer noch die Frage, warum β unerwünscht sein muss. Dazu schreibt Franke (2008):

(12) Franke (2008), S. 263:

If β is desirable then the conditional statement “if not- α , then β ” urges the addressee **not** to bring about or perform α , but at the same time the addressee is told to do so by the directive. This is clearly incongruous, hence the infelicity.

Diese Erklärung ist aber rein logisch gesehen nicht ganz wasserdicht: die Nicht-Wünschbarkeit muss sich ja in erster Linie auf den Adressaten beziehen, wogegen der Befehl dem Wunsch des Sprechers entspricht. Es ergäbe sich dann kein Widerspruch, wenn der Sprecher den Adressaten sarkastischerweise lediglich mit der Information quälen wollte, dass der Sprecher weiss, dass eine Zuwiderhandlung, also die Nicht-Befolgung des Befehls eine Konsequenz hätte, die der Hörers eigentlich präferieren würde. Dennoch aber kann die Konstruktion in einer solch sadistische Weise m.E. nicht benutzt werden; wir benötigen hier also eine Art Lewis'sches Kooperationsprinzip höherer Ordnung, das die Interessen und Wünsche von Sprecher und Adressat harmonisiert.

Ein weiteres Problem für Frankes Erklärung entsteht in vergleichbaren Konstruktionen, in denen α nicht befohlen wird, sondern irgendwie generisch zu verstehen ist; vergleiche die Daten aus Schwager (2006):

- (13) a. In Deutschland gilt: mach Deine Arbeit so gut du kannst, oder Sie feuern dich sofort
b. Speak at least 6 languages, or you are not a cosmopolitan
c. Hab einen Onkel im Ministerium, oder du kriegst nie einen Job

In den mir bekannten Belegen aus der Literatur wird **immer** eine Nicht-

Wünschbarkeit von β unterstellt, obwohl hier kein expliziter Befehl zustande kommt, die Konstruktion also nicht Frankes Schema entspricht. Ob man hier mit bloßer Analogie zu den typischen Fällen argumentieren kann, scheint mir ein offenes Problem zu sein.

Insgesamt ist also davon auszugehen, dass negative Wünschbarkeit eine konstitutive Glückensbedingung der *oder*-Konstruktion auch in ähnlichen Konstruktionen darstellt, und es ist offen, wie diese in all diesen Fällen abgeleitet werden kann.

Kommen wir nun zum Cartoon zurück, so lässt sich überraschenderweise feststellen, dass die Bedingung mit der „no money back“-Aussage sicher erfüllt ist. Dennoch läuft die Konstruktion gegen die normale Erwartung, die dadurch bestimmt ist, dass es in Angeboten dieser Art immer heißt: Bei Nicht-Gefallen **Geld zurück**. Zu beachten ist jedoch, dass solche Angebote in der Regel auch nicht die exakte sprachliche Form der *oder*-Konstruktion haben. Versprochen wird ja so etwas wie (14),

(14) Wenn Sie nicht zufrieden sind, bekommen sie ihr Geld zurück.

und auch hier ist der Geld zurück-Fall eben nicht gerade das, was gewollt wird: Das Primärziel ist Zufriedenheit durch Kauf des Produktes, nicht die Rückgabe des Geldes. Infolgedessen ist die Nicht-Wünschbarkeitsbedingung auch in (14) erfüllt, und sie wäre es per Analogie dann eigentlich auch in (15):

(15) Double your IQ, or money back

Es scheint also, dass die Negation für den grammatischen Status der Konstruktion wider Erwarten keinen entscheidenden Unterschied macht.

Beim Vergleich der Varianten mit und ohne Negation kommen aber einige weitere pragmatische Gesichtspunkte ins Spiel, die zum Funktionieren des Witzes beitragen. Warum etwa, so könnte man sich fragen, scheint das Angebot für den potentiellen Käufer verlockend oder zumindest gut-klingend? Sicher können wir davon ausgehen, dass die Nicht-Wünschbarkeit von *kein-Geld-zurück* für den Käufer größer ist als die von *Geld-zurück*. Würde sich daraus nicht gerade eine Präferenz für die money-back-Variante (15) ergeben, sodass das tatsächliche Angebot eigentlich gar nicht so toll ist? Dagegen aber könnte folgendes Raisonement sprechen:

(16) Double your IQ, or no money back. Dies impliziert:

a. Wenn ich nicht verdopple, bekomme ich kein Geld (zurück)

b. Wenn ich verdopple, bekomme ich Geld

Also sollte ich im Sinne einer Gewinnmaximierung sowohl verdoppeln als auch Geld zurück bekommen. Wobei der Schluss von (a.) auf (b.) im engeren logischen Sinne zwar wieder ein Fehlschluss ist, der als *conditional perfection* bekannt ist, andererseits aber stellt dieser Schluss im gegebenen Kontext eine völlig legitime Implikatur dar.

Aus Sicht des Verkäufers ist nun ebenfalls die tatsächliche Formulierung die ökonomisch optimale, ja sogar die einzig sinnvolle: Denn das Primärziel des Verkäufers ist es gerade nicht, dass sein Gegenüber seinen IQ verdoppelt, sondern gewünscht wird lediglich der Verkauf des Buches. Aus Sicht des Verkäufers ergibt sich daher überhaupt nur dann ein Gewinn, wenn kein Geld zurückgezahlt wird.

Wider Erwarten ergibt sich so die Folgerung, dass die Negation gerade nicht überflüssig ist, sondern zur ökonomisch-pragmatischen Sinnhaftigkeit des Ganzen positiv beiträgt.

Andererseits jedoch: Wenn es nicht darum geht, den IQ zu verdoppeln, sondern etwas zu verkaufen, ist der *oder*-Satz aus Sicht des Verkäufers pragmatisch abweichend. Denn im prototypischen *Geld-zurück*-Fall soll ja für den nicht- α -Fall ein zumindest sekundär wünschenswerter materieller Ausgleich versprochen werden, der mit *no-money-back* nun aber gleichzeitig negiert wird.

Zusätzlich kommt an dieser Stelle ins Spiel, dass der Käufer einen sichtlich unintelligenten Eindruck macht. Es scheint also, dass er dumm genug ist, um nicht zu sehen, dass β gerade keinen materiellen Ausgleich verspricht. Hinzu kommt: Wer schafft es schon, seinen IQ wirklich und im wörtlichen Sinne zu verdoppeln? Dies ist de facto unmöglich. Wer dumm ist, hätte es zwar nötig, seinen IQ zu verdoppeln, ist aber grade auch zu dumm, um einzusehen, dass dies unmöglich ist. Daher wäre der Kauf eines Buches, das Unmögliches verspricht, ohnehin eine Dummheit. Und ohne Geld zurück eine potenzierte Dummheit.

Ich komme nun zum Schluss meiner Ausführungen und noch einmal zum Anfang zurück, nämlich zum 3-Stufen-Modell des Witzverstehens. Dieses Modell setzt sicher eine gewisse Komplexität des Witzes selber voraus, und wie ich zu zeigen versucht habe, ist diese gelegentlich auch in der Komplexität der sprachlichen Form zu finden. Wie dadurch der Effekt des Komischen und somit die 3. Phase erreicht werden kann, mag weiterhin Gegenstand der Philosophie und der ernsthaften Humorforschung bleiben. Klar ist aber, dass es diese Komplexität ist, die auch auf uns Linguisten eine gewisse Attraktivität ausstrahlt, und die den guten Witz vom Kalauer, etwa dieser Art,



unterscheidet.

Literatur

- Auera, Johan van der (1987): Conditionals as Speech Acts. *In: Traugott et al., Hrsg., On Conditionals*. Cambridge University Press, Cambridge, S. 197-214.
- Clark, Billy (1993): 'Relevance and 'Pseudo-Imperatives'', *Linguistics and Philosophy* 16, 79-121.
- Culicover, Peter and Ray Jackendoff (1997): 'Semantic Subordination despite Syntactic Coordination', *Linguistic Inquiry* 28, 195-218.
- Franke, Michael (2008): Pseudo-Imperatives and Other Cases of Conditional Conjunction and Conjunctive Disjunction. *In: C. Fabricius-Hansen and W. Ramm, Hrsg., 'Subordination' versus 'Coordination' in Sentence and Text*. John Benjamins, Amsterdam, S. 255-279.
- Freud, Sigmund (1970): *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten (1905)*. *Psychologische Schriften Bd. 4*. S. Fischer, Frankfurt a/M.

- Han, Chung-hey (1998): *The Structure and Interpretation of Imperatives: Mood and Force in Universal Grammar*. PhD thesis, UPenn.
- Landmann, Salcia (1962): *Der jüdische Witz*. Walter-Verlag, Olten.
- Schwager, Magdalena (2006): *Interpreting Imperatives*. PhD thesis, Johann Wolfgang Goethe-Universität.
- Zimmermann, Thomas Ede (2000): 'Free Choice Disjunction and Epistemic Possibility', *Natural Language Semantics* 8, 255-299.

Nachtrag

Vernachlässigt habe ich bisher die Kausalität, die selber zum Gegenstand des Witzes werden kann und einer eigenen Betrachtung wert ist, für die ich hier keine Gelegenheit habe. Als Überleitung zu unserem nächsten Redner Ewald LANG kann ich es mir dennoch nicht verkneifen, im Zusammenhang mit Kausalität folgenden Kalauer zum Besten zu geben.

- „Hast Du schon überlegt, wovon der Tee süß wird?“
- „Vom Zucker natürlich“
- „So? Hast Du schon Tee getrunken, der nicht umgerührt war? War der etwa süß? Na also!“
- „Ja aber wozu dann der Zucker, wenn es nur auf das Umrühren ankommt?“
- „Um zu wissen, wie LANG.“